

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 24

Artikel: Arm und Reich
Autor: Bürki, Roland
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

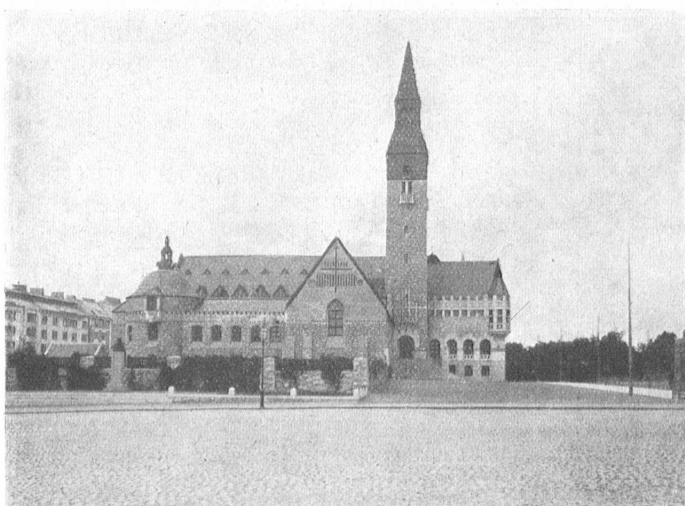
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Finnland. Helsingfors. Nationalmuseum.

die Tage vom Jahre 1918), in den leuchtenden, goldenen Kuppeln der griechisch-katholischen Apensikathedrale auf der Anhöhe jenseits des kleinen Kanals, in der auf sieben Inseln 1749 angelegte Festung Suomenlinna, die einst als uneinnehmbar galt und früher Sveaborg hieß, und an vielen anderen Punkten.

Überall, wohin man kommt, staunt man über diesen Sinn des Finnen für das künstlerisch Wertvolle, Monumentale, Traditionsverankerte und doch wieder irgendwie Gegenwartsbetonte. Schöne Beispiele sind der mitten im Zentrum gelegene Bahnhof, dessen Reinheit der Proportionen an die besten europäischen Beispiele erinnert, die Anlagen, das erst 1931 eingeweihte wuchtige, formensichere Reichstagsgebäude, das Nationalmuseum mit seinen ungemein reichhaltigen historischen, archäologischen und ethnographischen Sammlungen, denen sich die sehenswerten Kunstsammlungen in der benachbarten Kunsthalle anschließen. Dann der Engelsplatz im Villenstadtteil Eira.

In der Umgebung prägen sich besonders ein: das Freilichtmuseum auf der natur schönen Insel Seurasaari, das Topeliusmuseum auf der Halbinsel Herttoniemi, die Insel Sjöholm (Korkeasaari) mit ihrem Tierpark, die als sehr beliebtes Ausflugsziel eine ähnliche Rolle wie der elegante Villenvorort Munkkiniemi spielt.

Schon dieser kurze Ausschnitt gibt ein ungefähres Bild von der Bedeutung und Schönheit der „weißen Stadt im Norden“, die alles andere, nur keine reine Verwaltungs- und Beamtenstadt ist. Helsingfors ist schon deshalb der besonderen Beachtung wert, weil es der Schlüssel zu einem an Ursprünglichkeit so reichen und verhältnismäßig noch sehr unbekanntem Lande ist, das trotzdem in vielfacher Beziehung im Mittelpunkt des Interesses steht.

Arm und Reich.

Kurzgeschichte von Roland Bürki, Madiswil.

„Du hast dich heute auch recht fleißig ausgeruht beim Mähen, Bänzli“, sagte in hämlichem Ton der Großmattbauer beim Vernähen zu seinem alten Knechtlein, das sich vor dem Bauernhaus noch Gesicht und Hände wusch. Bänzli schrak zusammen und drehte sich nach seinem Meister. Ein tiefdurchfurchtes Runzelgesicht mit einem rötlich-braunen Stoppelbart und ängstlich blickenden Neuglein wurde sichtbar.

„Ja, recht fleißig ausgeruht!“ — wiederholte der Großmattbauer, stellte sich mit seiner untersehten Gestalt breitspurig vor das Knechtlein hin und betrachtete es von oben

oben bis unten. Am seine verkniffenen Mundwinkel zuckte ein höhnisches Lächeln. Bänzli murmelte etwas von alten Tagen und Gfuchti und daß sein Meister Nachsicht haben möchte. Doch der Bauer: „Wenn du nicht besser schaffen willst, so muß ich dir vom Lohn abziehen.“ Drehte sich und schritt der Wohnung zu.

Bänzli brummte in sich hinein und wusch sich langsam fertig. Dann polterte er mit seinen schweren Holzschuhen die Treppe hinauf in seine Dachkammer. „Ein Hund ist er, ein Geizhund!“ rief er nach einer Weile, als er unter der rotgeblühten Dede lag. „Nichts als Schinden und schaffen kann man, bis man ein Krüppel ist, und wenn man alt wird, saugt er einem armen Mandli noch das bißchen Blut aus, das es hat zum Leben, der Blutlauger, der Geizhund! Jede Pflaume hebt er auf vom Boden, jedes Aestchen von der Straße und trägt es auf den Hof, damit ja nichts verloren gehe. Nichts als Reichtum will er, Reichtum, Geld.“ Und noch beim Einschlafen lallte Bänzli fortwährend: „Reichtum, Geld, der Geizhund, Gei—3 ...“

Am nächsten Abend war's, als Bänzli vor dem Haus die Sense dengelte. Auf der Straße rasselten die Käsereiber mit ihren Milchkarren vorüber, Heufuder schwannten breit und hoch durchs Dorf und fuhrten donnernd in die Scheune der Großmatt. Die Heuer kamen mit Gabeln und Rechen vom Felde heim, Knechte und Mägde, scherzend und singend, und hinter ihnen schlenderte ein munteres Büblein daher, barfuß, pfeifend, mit einem Rechen und einem Bündelchen Heu auf dem Rücken. Sorglos trippelte Seppli an dem Bauernhof vorüber. Da schiefte auf einmal, wie ein Raubvogel aus seinem Nest, der Großmattbauer aus einer Ecke hervor, geradewegs auf Seppli zu: „Wo hast du das Heu her?“ Seppli, stotternd: „Zusammen—gerecht.“

„Wo?“

„Auf Euer Wiese, im Mösl.“

Der Bauer, streng: „Dort, in meinem Schuppen legt du es auf einen Wagen!“

Seppli, schüchtern: „Ihr hattet Euer Heu schon fortgeräumt, als ich meines da zusammenreichte. Ich suchte bloß, was übrig blieb.“

„Das ist mir gleich. Nun, wird's?!“

Seppli kann nicht anders unter den drohenden Worten des Großmattbauers. Er trägt das Heu, das er mühsam für seine Kaninchen zusammengeluchst, in den Wagenschuppen, zitternd vor Angst und Wut.

Aber in demselben Augenblick hört man vom Dengelstein her ein paar laute Rufe: „Gythung, Gythung! E Gythung isch er!“ Bänzli hat dem Auftritt zugeschaut und macht seinem Aerger Luft, der seit vielen Tagen, Wochen, ja, seit Jahren sich in ihm angesammelt. Er kann sich nicht mehr beherrschen, er schreit nur immerzu: „Gythung, Gythung! E verfluchte Gythung bißch de!“

Da fühlt er sich plötzlich vom Bauer mit derber Faust am Kragen gepackt: „Was bin ich! Was sagst du, Lump! Wart, dir will ich deine Unverschämtheit austreiben!“ Der Bauer schüttelt den alten Bänzli, bis er wie ein Mehlbad vor ihm auf den Boden fällt. „Das ist nun der Dank, daß man solch Gejindel, das längst nicht mehr sein Brot verdient, im Hause duldet“, keucht der Meister, „auf den ersten kannst du paden!“

„Ich gehe schon heute“, knirscht Bänzli, indem er aufsteht.

„So geh' nur, geh' zum Teufel, oder meinetwegen bis ans End der Welt!“ schreit der Bauer und wirft ihm den Lohn aufs Stallbänklein und, indem er auf die Haus-

türe schreitet: „Daß du mir mit keinem Schritte mehr in meine Nähe kommst!“

Eine halbe Stunde später polterte Bänzli, ein arm-selig Bündel Kleider unter dem Arm, die Treppe herunter und verließ den Hof, ohne sich nur einmal umzudrehen. Beim Schuhmacher-Fritz, einem alten, guten Bekannten, den er oft an Sonntagnachmittagen besucht hatte, fand er für die nächsten Tage Unterschlupf.

Kurz darauf brach in der ganzen Gegend die Grippe aus. Der Tod schritt ernst und schweigend durch das Dorf und holte seine Opfer. Jede Woche mußte man drei oder vier zu Grabe tragen. Bald hier, bald dort riß er eine Lüde. Auch den Großmattbauer, diese Fluh, bezwang er. Groß war die Klage. Siebzehn Kränze hatte er. Endlos schien der Trauerzug. Der mächtigste und reichste Mann im Dorf, wie eine gefällte Eiche, mitten aus dem Leben gerissen.

Um dieselbe Zeit lag in der alten Schuhmacherhütte am Rand des Dorfes auch ein altes, armes Knechtlein auf dem Krankenlager. Voll Müh' und Plage war sein Leben gewesen, und wenig Sonne hatte ihm geschienen. Nun kam der Tod als sein Erlöser und trug das alte Knechtlein sanft im Schlafe in ein schönes Land. Bäbeli, die Frau des Schuhmachers, wand ihm aus Feld-Margriten einen kleinen Kranz. Niemand als der Pfarrer und der Schuhmacher-Fritz gaben ihm das Geleite.

Und nun traf es sich, daß just der arme Bänzli neben den gewaltig reichen Großmattbauern zu liegen kam. Der ärmste und der reichste Mann im Dorf, beide haben gleichviel hier. Friedlich schlafen sie nebeneinander den langen, tiefen Schlaf, in demselben armen Flecklein Erde.

Sonne im Dunkel der Großstadt.

Nun wäre man also wieder einmal in dieser berück-tigten Gegend. Hier will ich ein Kind besuchen, das mir nahesteht. Wie ich die Kleine antreffen werde, ist un-gewiß. — Sie hat uns in ihren Schweizerferien viel An-hänglichkeit bewiesen.

Ich bin hier weit vom Zentrum weg. Die lethargie des Nordens ist in ihrer Art niederschlagender als in der Leipzigerstraße das Jammerbild der Bettler, die mit ihren bitteren Fleheaugen die vorbeieilende Uebereleganz anhalten möchten. Hinter dem Schlesi-schen Bahnhof begegnen uns Luxus und Elend nicht in jenem aufreizenden Nebeneinander. Da ist im Hungern einer dem anderen gleich. Die jungen unbeschäftigten Burschen wenden sich etwa nach dem Kin-topp, „Gratisvorstellung für Erwerbslose“ — in einem Pa-last, wo man wenigstens warm kriegt. Oder sie rotten sich zusammen und lassen wilde Reden los. Reif zum Losbruch das ganze Volk. Wer auf der Straße bleibt, verhungert.

So sieht die nächste Umgebung unserer jungen Freun-din aus. Um vier Uhr nachmittags habe ich nach langem Irren die Straße gefunden. Der Winternebel von Berlin war heute Morgen einem dünnen Blau gewichen, das sich nun wieder in der frühen nordischen Dämmerung aufgibt, um einer Nebelmacht Raum zu lassen. Obschon es gestern und heute nicht mehr geregnet hat, ist der Hof zu Luzis Wohnung feucht. Die siebenstöckigen Häuser ringsum riechen faulig und sind feucht bis unter die schadhafte Dächer hinauf. Eine nachlässig gekleidete junge Frau klopft Teppiche auf einer Treppe. Sie verrichtet diese Arbeit schon im Dunkeln, während auf der Straße noch der melancholische Tag in den schleppenden Abend eingeht. Ich frage nach Luzis Mutter, Frau Janitzke, von der ich fast hoffen muß, sie nicht zu finden. Denn das bedeutete ja Arbeit! Mit den Fledereien vom letzten Jahr ist es nichts mehr. So müßte sie irgendwo außer Hauses beschäftigt sein. Doch das wird sich zeigen; mein Herz klopft. Die junge Frau mit den Teppichen weist mir müde den Weg, wie ein Mensch, der auf alle Fragen nur halb hin hört und es längst aufgab, noch irgend etwas zu überlegen.

Meine Füße tasteten in der Dunkelheit wie Hände. Auf einem Treppenabsatz, den ich im undichterem Dunkel spüre, tasten meine Hände eine Tür ab. Und sieh, wie die Augen sich nach einiger Zeit eingewöhnt haben, fallen ihnen die merkwürdigen Türschilder auf. Hier sind nicht schmierige Fetzen hingeklebt, oder schräg an einem Reiß-nagel hängende Papierabfälle, wie sonst etwa. Da gibt es im ersten Stockwerk zwei Messingschilder mit überraschend geschmackvoller Schrift. Und links lese ich einen Namen, den man sonst eher im Berliner Westen findet. Darunter „Dr. med.“. Wer auch der Träger des Namens sei, — ein Umzug von Charlottenburg oder Lichterfelde hat seine Abgründe.

Und jetzt werde ich mich weiter tasten zum armen Unter-schlupf der Luzi. Ja doch, die Mutter ist hier. Luzi noch nicht, sie wird später kommen. Frau Janitzke ist nicht aus dem Westen zugewandert, sondern gebürtig aus dieser Ge-gend; das sehe ich, sobald ich ihre Stimme höre und im Flur ihre edigen Umrisse erkennen kann. Eine brave Frau, schwer, massiv, verschlossen und von herber Willenskraft. Zuerst stellte sie sich abwehrend vor die Finsternis. So ist es immer bei den armen Leuten. Sie verteidigen mit einer Art drohendem und hohem Stolz ihr Dunkel, an dem sie leiden. Auch Frau Janitzke hatte anfangs diese mißtrauisch unfreundliche Stimme, die ich mehr fühlte als hören konnte. Erstes Gefühl: Verteidigung, Revolte. Wir dürfen nicht leugnen, daß es Eindringlinge gibt, deren Wohlthätigkeit zum Verabscheuen ist.

Als ich zu erkennen gebe, daß ich zu Luzis Pflge-familie gehöre, hellt sich das Gesicht der Frau plötzlich auf; und ihre Stimme wird mit einem Schlag frei, wie sie von der Schweiz spricht. Sie führt mich in eine sauber gehaltene Stube, und ich muß im Flur aufpassen, daß ich nicht stolpere. Die Stube ist an diesem frostigen Tag un-geheizt. „Verzeihen Sie“, bittet die Frau. „Licht machen können wir natürlich jetzt nicht. Das ist ja alles so furcht-bar teuer.“ Was ist da zu verzeihen? Ich bitte sie im Grund meines Herzens, mir zu verzeihen, daß ich daheim ein warmes Zimmer habe und Bergluft, Sonne und Stille ringsum.

Die Familie lebt in der ebenfalls ungeheizten Küche. Aber weil man hin und wieder nach erfolgreichem Stempel-geh'n auch etwas kochen kann, sind die Wände nicht ganz so ausgefärbt wie drüben. Der Raum wirkt an sich nicht unfreundlich. Er ist weißgeputzt und sehr sauber. Nur treten die Hofmauern auch hier dicht vor die Fenster heran und verdunkeln alles. Die gute Frau will mir um jeden Preis Kaffee kochen, und ich darf's ihr nicht verwehren. Ein junger Erwerbsloser, der im engen Flur eine Schlafstelle hat und ab und zu auch Kostgänger ist, sitzt am Fenster und schaut stumpf vor sich nieder. Er richtet von unten herauf finstere Blicke auf mich. Ich kann den Kaffee unter diesen Blicken nicht zu Ende trinken.

Eine halbe Stunde später tritt Luzi herein. Ihre Heiter-keit durchbricht den schweigenden Menschenkreis. Luzi ist das jüngste der drei Kinder. Die ältere Schwester kann hie und da Botengänge verrichten, und der Bruder möchte zur Reichwehr, aber es wird ihm kaum gelingen. Luzi Janitzke hat als Jüngste bei der Nählehrmeisterin allerhand Ob-liegenheiten zu verrichten, die die Kraft des heranwachsenden Kindes angreifen. Das ist nicht mehr die Luzi vom Som-mer. Das Gesicht wurde in den vier Monaten Berlin schmaler und blasser. Nur die Bernstein-Augen, o Wunder, sind sonnenhell und weltoffen geblieben. Und nun hat sie wieder ein ganzes Winterende Berlin vor sich, und was fragwürdiger ist, das kommende Jahr in Berlin. — Man-cherlei muß ich denken, während das liebe Kind mich, munter plaudernd, bei vollends eingebrochener Dunkelheit nach dem Schlesi-schen Bahnhof zurückbegleitet. Und dann, wie ich dem Stadttünnern zufahre, verschwindet es im Dunkel des Nordens, das sonnenhelle Kind armer Leute, das tags